

SÁNDOR MÁRAI

*Die Glut*

*Roman*



**PIPER**

»Verzeih mir«, sagte Henrik aufgeregt und bleich.

»Ich bin dir nicht böse«, sagte sein Freund äußerst ernst. »Ich wollte nur, daß du es einmal gesehen hast und weißt. Als der Bayer mit gezogenem Degen auf mich losging und wie ein Verrückter um sich schlug, wobei er sich bestens amüsierte, als wäre es ein toller Scherz, daß wir uns aus Eitelkeit zu Krüppeln hacken, da ist mir das Gesicht meiner Mutter eingefallen, wie sie jeden Morgen selbst zum Markt geht, damit die Köchin sie nicht um zwei Fillér betrügt, denn diese zwei Fillér sind Ende des Jahres fünf Forint, und die kann sie mir dann in einem Umschlag schicken ... Und da hätte ich den Bayern tatsächlich umbringen mögen, der mir aus Eitelkeit Schaden zufügen wollte und nicht wußte, daß alles, was er mir antut, ein tödliches Vergehen an zwei Menschen ist, die in Galizien wortlos ihr Leben für mich geopfert haben. Wenn ich bei euch zu Hause dem Diener ein Trinkgeld gebe, verbrauche ich etwas von ihrem Leben. Es ist sehr schwer, so zu leben«, sagte er und wurde rot.

»Warum?« fragte der andere leise. »Meinst du nicht, daß für sie das alles sehr gut ist?«

»Für sie vielleicht schon.« Der Junge verstummte. Bis dahin hatte er nie von alledem gesprochen. Jetzt sagte er es, stockend und ohne dem anderen in die Augen zu blicken. »Aber für mich ist es sehr schwer, so zu leben. Es ist, als ob ich mir nicht selbst gehörte. Wenn ich krank bin, erschrecke ich, denn es ist, als würde ich fremdes Gut vergeuden, etwas, das nicht ganz mir gehört: meine Gesundheit. Ich bin Soldat, man hat mich dazu erzogen, daß ich töte und mich töten lasse. Darauf habe ich geschworen. Aber warum haben sie das alles auf sich genommen, wenn ich ja umgebracht werden soll? Verstehst du jetzt? ... Sie leben seit zweiundzwanzig Jahren in dieser Stadt, wo alles so muffig riecht wie in einer unreinlichen Wohnung, in der durchziehende Karawanen genächtigt haben... der Geruch von Essen und billigem Parfüm und ungelüfteten Betten. Hier leben sie, ohne je aufzubegehren. Mein Vater ist seit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr in Wien gewesen, wo er zur Welt gekommen und aufgewachsen ist. Seit zweiundzwanzig Jahren nie eine Reise, nie ein zusätzliches Kleidungsstück, nie ein Sommerausflug, weil aus mir ein Meisterwerk geschaffen werden muß, wie sie selbst es aus Schwäche nicht werden konnten. Manchmal, wenn ich etwas tun will, stockt mir die Hand in der Luft. Immer diese Verantwortung. Ich habe ihnen auch schon den Tod gewünscht«, sagte er ganz leise.

»Ja«, sagte Henrik.

Vier Tage blieben sie in der Stadt. Als sie abreisten, hatten sie zum ersten Mal im Leben das Gefühl, zwischen ihnen sei etwas geschehen. Als ob der eine dem anderen etwas schulde. Es war nicht in Worte zu fassen.

Doch Konrád hatte eine Zuflucht, wohin ihm sein Freund nicht folgen konnte: die Musik. Sie war wie ein geheimer Unterschlupf, in dem die Welt ihn nicht erreichen konnte. Henrik war unmusikalisch, für ihn taten es auch Zigeunermusik und Wiener Walzer.

Von Musik sprach man in der Anstalt nicht, Musik wurde, von Erziehern und Schülern, eher nur als eine Art Jugendsünde geduldet und verziehen. Ein jeder hat ja seine Schwächen. Der eine züchtet Hunde, koste es, was es wolle, der andere ist aufs Reiten versessen. Immer noch besser als das Kartenspiel, dachte man. Ungefährlicher als die Frauen, dachte man.

Doch Henrik kam allmählich der Verdacht, daß die Musik gar kein so harmloses Vergnügen war. In der Anstalt wurde die wirkliche Musik, die aufbegehrende und aufwallende, selbstverständlich nicht geduldet. Zur Ausbildung gehörte zwar auch Musikunterricht, aber nur in allgemeinen Begriffen. Von der Musik wußten sie gerade so viel, daß es Blechbläser dazu brauchte, daß vorn der Tambourmajor marschierte und von Zeit zu Zeit seinen silbernen Stab in die Höhe hob. Hinter den Musikanten zog ein Pony die Pauke. Das war eine rechte Musik, laut und regelmäßig, die den Schritt der Truppe regulierte, die bürgerliche Einwohnerschaft auf die Straße lockte und die unabdingbare Zier einer jeden Parade war. Man schritt strammer, wenn man Musik hörte, und das war alles. Manchmal war sie lustig, manchmal schwülstig und pompös. Im weiteren kümmerte sich niemand darum.

Konrád aber wurde ganz blaß, wenn er Musik hörte. Jede Art von Musik, auch die einfachste, berührte ihn so stark wie ein physischer Angriff. Er erleichte, seine Lippen bebten. Die Musik sagte ihm etwas, das die anderen nicht nachvollziehen konnten. Wahrscheinlich sprachen die Melodien nicht zu seinem Verstand. Die Disziplin, die er sich abverlangte, mit deren Hilfe er sich in der Welt einen Rang verschafft hatte und die er wie eine Strafe und eine Buße auf sich nahm, lockerte sich in solchen Augenblicken, als gäbe auch die krampfhaft starre Haltung seines Körpers nach. Wie bei den Paraden, wenn nach langem, ermüdendem Strammstehen plötzlich »Ruhent!« befohlen wurde. Seine Lippen aber zitterten, als wollte er etwas sagen. Bei solchen Gelegenheiten vergaß er, wo er war, seine Augen lächelten, er blickte ins Leere, nahm um sich herum nichts wahr, weder die Vorgesetzten noch die Kameraden, noch die schönen Damen, noch das Theaterpublikum. Er hörte mit dem ganzen Körper Musik, so begierig wie der Verurteilte in seiner Zelle, der auf den Klang ferner, vielleicht Befreiung bedeutender Schritte horcht. Wenn man zu ihm sprach, reagierte er nicht. Die Musik löste die Welt um ihn herum und die Gesetze der künstlichen Einigkeit auf, und in diesen Augenblicken war Konrád nicht mehr Soldat.

Eines Abends im Sommer, als er mit Henriks Mutter vierhändig spielte, geschah etwas. Es war vor dem Abendessen, sie saßen im großen Saal, der Gardeoffizier und sein Sohn hörten in einer Ecke des Saals sitzend höflich zu, auf die Art bereitwillig und geduldig, wie wenn man sagt: »Das Leben besteht aus Pflichten, auch die Musik muß ertragen werden. Damen darf man nicht widersprechen.« Die Mutter spielte leidenschaftlich: Sie spielten Chopins *Polonaise-fantaisie*. Alles im Zimmer schien in Bewegung zu geraten. In ihrer Ecke, bei ihrem geduldigen, höflichen Ausharren, spürten Vater und Sohn, daß in den beiden Körpern, in dem der Mutter und in dem von Konrád, jetzt etwas geschah. Als höbe die Musik herausfordernd die Möbel in die Höhe, als ließe eine Kraft die schweren Seidenvorhänge vor den Fenstern flattern, als würde alles, was in den Herzen vergraben war, das Verknöcherte und Versimmelte, auf einmal lebendig, als wäre im Herzen eines jeden Menschen ein tödlicher Rhythmus verborgen, der in einem bestimmten Augenblick des Lebens stark und schicksalhaft zu klopfen beginnt. Die höflichen Zuhörer begriffen, daß die Musik gefährlich ist. Aber die beiden am Klavier, die Mutter und Konrád, achteten nicht mehr auf die Gefahr. Die *Polonaise-fantaisie* war nur noch ein Vorwand, die Kräfte auf die Welt loszulassen, die alles verrücken und sprengen, was die menschliche Ordnung so sorglich verborgen hält. Sie saßen steif aufgerichtet am Klavier, etwas nach hinten geneigt und so angespannt, als jage die Musik ein unsichtbares, sagenhaftes Gespinnst feuriger Rosse im Sturm über die Welt, als hielten sie mit versteiften Körpern und harten Händen die Zügel im rasenden Lauf der freigewordenen Kräfte. Und dann hörten sie mit einem einzigen Ton auf. Durch die großen Fenster fiel die Abendsonne herein, im Lichtstrahl kreisten Goldpartikeln, als habe das überirdische Gespinnst bei seinem Galopp durch den Himmel Staub aufgewirbelt, auf seinem Weg ins Verderben, ins Nichts.

»Chopin«, sagte schwer atmend die französische Frau. »Sein Vater war Franzose.«

»Seine Mutter Polin«, sagte Konrád und blickte mit seitwärts geneigtem Kopf zum Fenster hinaus. »Er war mit meiner Mutter verwandt«, sagte er beiläufig, als schämte er sich dieser Verbindung.

Sie horchten alle auf, denn in seiner Stimme klang eine Traurigkeit mit, wie in der Stimme von Verbannten, wenn sie von der Heimat und ihrem Heimweh sprechen. Der Gardeoffizier blickte äußerst aufmerksam, den Oberkörper etwas vorgeneigt, auf den Freund seines Sohnes, als sähe er ihn zum ersten Mal. Als er am Abend mit seinem Sohn allein im Rauchzimmer war, sagte er zu ihm: »Aus Konrád wird nie ein richtiger Soldat.«

»Warum?« fragte der Sohn erschrocken.

Aber er wußte, daß sein Vater recht hatte. Der Gardeoffizier zuckte mit den Schultern. Er rauchte eine Zigarre, saß mit langgestreckten Beinen vor dem Kamin, blickte dem Rauch nach. Und sagte mit der Ruhe und der Überlegenheit des Kenners: »Weil er eine andere Art Mensch ist.«

Der Vater war nicht mehr am Leben, es waren viele Jahre vergangen, als der General diesen Satz verstand.

Man kennt die Wahrheit immer, jene andere Wahrheit, die von den Rollen, den Kostümen, den Situationen des Lebens verdeckt wird. Die beiden Jungen wuchsen zusammen auf, gemeinsam legten sie den Fahneneid ab, und sie wohnten während der Wiener Jahre zusammen, denn der Gardeoffizier hatte dafür gesorgt, daß sein Sohn und Konrád ihre ersten Dienstjahre im Umkreis des Hofes absolvieren konnten. Sie mieteten in der Nähe des Schönbrunner Parks drei Zimmer, im ersten Stock eines schmalen Hauses mit grauer Fassade. Die Fenster gingen auf einen langen, schmalen, zu dicht bewachsenen Garten voller Ringlottenbäume. Sie waren Mieter bei der tauben Witwe eines Regimentsarztes. Konrád mietete ein Klavier, spielte aber selten; er schien die Musik zu fürchten. Hier lebten sie wie Geschwister, aber Henrik spürte manchmal mit Beunruhigung, daß der Freund ein Geheimnis hatte.

Konrád war »eine andere Art Mensch«, und mit Fragen kam man seinem Geheimnis nicht auf die Spur. Er war immer ruhig, immer friedfertig. Er versah seinen Dienst und verkehrte mit den Kameraden und in der Gesellschaft so, als endete der militärische Dienst nie, als wäre das Leben eine einzige, ganz und gar geregelte Dienstzeit, und das nicht nur tagsüber, sondern auch nachts. Sie waren junge Offiziere, und der Sohn des Gardeoffiziers fühlte mit einer gewissen Besorgnis, daß Konrád wie ein Mönch lebte. Als wäre er gar nicht von dieser Welt. Als begänne für ihn nach den Dienststunden ein anderer Dienst, einer, der kom plizierter und verantwortungsvoller war, so wie für einen jungen Mönch nicht nur die Gebete und die Riten den Dienst bedeuten, sondern auch das Alleinsein, die Einkehr, ja, auch der Traum. Konrád fürchtete sich vor der Musik, mit der er ein geheimnisvolles Verhältnis hatte, das nicht nur sein Bewußtsein beeinflusste, sondern auch seinen Körper: als sei auf dem Grunde der Musik ein schicksalhafter Befehl verborgen, der ihn aus der Bahn werfen, in ihm etwas zerbrechen würde. Morgens gingen die Freunde zusammen reiten, im Prater oder in der Reitschule, dann versah Konrád seinen Dienst, kehrte in die Hietzinger Wohnung zurück, und manchmal vergingen Wochen, ohne daß er abends etwas unternommen hätte. Das alte Haus wurde noch mit Petroleumlampen und Kerzen beleuchtet; der Sohn des Gardeoffiziers kehrte fast immer erst nach Mitternacht heim, vom Ball oder von einer Gesellschaft, und schon von der Straße, vom Fiaker aus sah er im Fenster seines Freundes das mutlose, vorwurfsvolle Licht der flackernden schwachen Beleuchtung. Das helle Fenster sandte irgendwie ein anklagendes Zeichen. Der Sohn des Gardeoffiziers reichte dem Kutscher ein Geldstück, blieb auf der stillen Straße vor dem alten Tor stehen, zog die Handschuhe aus, holte die Hausschlüssel hervor und hatte ein bißchen das Gefühl, seinen Freund auch an diesem Abend wieder verraten zu haben. Er

kam aus der Welt, wo leise Musik durch Eßzimmer und Ballsäle und Salons schwebte: aber anders, als sein Freund es mochte. Es wurde Musik gemacht, damit das Leben angenehmer und festlicher sei, damit die Augen der Frauen blitzten und die Eitelkeit der Männer Funken sprühte. Das war der Zweck, zu dem in der Stadt, an den Orten, wo der Sohn des Gardeoffiziers die Nächte seiner Jugend verbrachte, Musik gemacht wurde. Die Musik hingegen, die Konrád liebte, bot nicht das Vergessen an, sondern berührte in den Menschen die Leidenschaften und das Schuldgefühl, sie wollte, daß das Leben in den Herzen und im Bewußtsein der Menschen wahrer sei. Solche Musik ist beängstigend, dachte der Sohn des Gardeoffiziers und begann leise und trotzig einen Walzer zu pfeifen. In jenem Jahr pfiff ganz Wien die Walzer eines Komponisten, der in Mode war, nämlich die des jüngeren Strauß. Er nahm den Schlüssel und öffnete das uralte Tor, das langsam und schwerfällig aufging, durchquerte die weite Vorhalle des moderig riechenden gewölbten Treppenhauses, beleuchtet von Öllichtern hinter blasigem Glas, blieb einen Augenblick stehen und schaute kurz auf den Garten, der im Mondlicht verschneit dalag, als sei er mit Kreide zwischen die dunklen Umrisse der Dinge gezeichnet. Es war alles friedlich. Wien schlief schon. Lag in tiefem Schlaf, während es schneite. Auch der Kaiser in der Burg schlief, und in den Ländern des Kaisers schliefen fünfzig Millionen Menschen. Der Sohn des Gardisten spürte, daß diese Stille auch ihn anging, daß auch er über den Schlaf und die Sicherheit des Kaisers und der fünfzig Millionen wachte, auch dann, wenn er nichts anderes tat als seine Uniform mit Ehre tragen, abends in die Gesellschaft gehen, sich Walzer anhören, französischen Rotwein trinken und den Damen und Herren genau das sagen, was sie von ihm hören wollten. Er spürte, daß er sehr energischen Befehlen gehorchte, geschriebenen und ungeschriebenen, und daß dieser Gehorsam ein Dienst war, den er in den Salons genauso versah wie in der Kaserne und auf dem Übungsplatz. Für fünfzig Millionen Menschen bestand die Sicherheit aus diesem Gefühl: daß der Kaiser vor Mitternacht zu Bett geht und schon vor fünf Uhr aufsteht und bei Kerzenlicht in einem amerikanischen Schilfrohrstuhl an seinem Schreibtisch sitzt, während die anderen, die den Eid auf seinen Namen abgelegt haben, alle die Gesetze und Gebräuche befolgen. Natürlich mußte man auch in einem tieferen Sinn gehorchen, als es die Gesetze vorschrieben. Man mußte den Gehorsam im Herzen tragen, darauf kam es an. Man mußte überzeugt sein, daß alles an seinem Ort war. In diesem Jahr waren sie zweiundzwanzig Jahre alt, der Sohn des Gardeoffiziers und sein Freund.

Sie, die jungen Offiziere in Wien. Der Sohn des Gardeoffiziers ging über die morschen Stufen nach oben und pfiff leise seinen Walzer. Alles in diesem Haus roch ein bißchen moderig, die Treppe, die Zimmer, es roch aber auch irgendwie angenehm, als hätte sich in den Zimmern der süße Sirupduft von Eingemachtem verbreitet. In jenem Winter brach in Wien der Karneval wie eine leichte, lustige Epidemie aus. Jeden Abend wurde in weiß-goldenen Räumen im flackernden Falterlicht der Gasleuchter getanzt. Es fiel viel Schnee, und die Kutscher fuhren die Verliebten lautlos durch die Flocken. Wien tanzte im